



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heißt unser Gegner — versteht diese Kunst. Nachdem er in unsern Satz das Wörtchen „nur“ eingeschmuggelt hat, ruft er entriistet: „Also nur dort, wo der Boden noch ein Arbeitsmittel bedeutet, soll sein Wert durch Kulturfortschritte und Volksvermehrung in die Höhe geschraubt werden!“ Wir haben gerade das Gegenteil von dieser Abgeschmacktheit gesagt, und wir bedauern eine Partei, die einen Mann von so schwachen Sinnen an ihrer Spitze hat. Hätte er aber ein Bewußtsein seiner Kampfmethodo — und es fällt uns offen gestanden schwer, an seine bona fides zu glauben —, so bliebe uns nichts weiter übrig, als die Leser der Grenzboten um Verzeihung zu bitten, daß wir uns und sie mit Herrn Eulenstein befaßt haben. In dem Kampfe der Ideen, die in der Gegenwart mit einander ringen, bedarf es blanker Waffen und ehrlicher Schläge; den Fintenschlägern aber weisen wir die Thür.



Wandlungen des Ich im Zeitenströme



Wenn ein Unberühmter Lebenserinnerungen drucken läßt, so bedarf er einer Entschuldigung. Am 8. Dezember dieses Jahres werden es 25 Jahre, daß das Vatikanische Konzil eröffnet wurde. Dieses Konzil hat — schon durch seine Ankündigung — eine politische, kirchliche und Gedankenbewegung in Fluß gebracht, die jetzt abgeschlossen hinter uns liegt. Das muß einen, den der Strom ergriffen und an ein andres Gestade geschwenmt hat, zu einem Rückblick einladen. Weil ich mich nun ganz stetig entwickelt habe, so fand es sich, daß ich bei Darlegung der Ansichten und Stimmungen, in denen mich das Jahr 1870 traf, bis auf meine Kindheit zurückgehen mußte. Geht man aber einmal so weit, dann zieht man unwillkürlich auch das Äußerliche in die Beschreibung herein, das ja vom Innern gar nicht zu trennen ist. Möge man mich also nicht als den Hauptgegenstand, sondern nur als den Maler dieser Bilder betrachten. Wenn darin weder Prinzessinnen, noch große Männer, noch Paläste, sondern nur kleinbürgerliche Leute in bescheidner und teilweise armseliger Umgebung vorkommen, so entspricht das ja einer herrschenden Kunst-richtung, und wenn der Maler am Ende gar kein Maler, sondern bloß ein Farbenflecker ist, so kann er sich auch da auf die heutigen Kunstausstellungen berufen.

1. Vaterhaus und Familie

Wer vor dem Jahre 1845 von Breslau her in das Gebirgsstädtlein Landeshut einzog, der hatte, am Niederthore angelangt, ein Haus mit statt-

lichem Barockgiebel gerade vor sich, das Haus meines Vaters. Die Straße teilte sich hier in zwei Gassen, die rechts und links an unserm Hause vorbei auf den geräumigen Ring führten, hinter dem dann wieder zwei Gassen, die Fortsetzungen der vordern beiden, weiter gingen, bis sie sich am Oberthor wieder vereinigten. Unser Haus war ein Eckhaus und lag auf drei Seiten frei. An der Ecke hing an einer eisernen Spille ein großes rotes Buch mit goldner Inschrift herab, das in stürmischen Nächten, in seinen Angeln hin- und her schaukelnd, unheimlich knarrte und kreischte. Links von der Hausflur, zu der drei Stufen hinaufführten, in der Ecke lag der große, helle Laden eines Schnittwarenkaufmanns; der Straße folgend, lief die linke Seitenwand etwa zehn Fuß lang schief, sodaß das Haus nach hinten breiter wurde. Der Kaufmann, ein Jude, war zugleich Lottereeinnehmer; rechts von der Hausflur lag die Einnahmestube. Hinter dieser waren zwei mit Eisenthüren verwahrte Gewölbe (das ganze Haus war bombenfest gebaut). Hinter dem Laden lag die breite, bequeme, durch große Fenster erhellte Treppe, und hinter dieser die Buchbinderwerkstatt meines Vaters. Das ganze Obergeschoß hatte der Kaufmann inne. Er gab dafür und für die Räume des Erdgeschosses zusammen 80 Thaler Miete; heute würden wohl mindestens 800 Mark gefordert werden. Im Giebelgeschoß lag vorn heraus unsre Wohnung, hinten hinaus die etwas größere der Großmutter und ihrer zwei Töchter, die später heirateten; jede dieser Wohnungen bestand aus Stube und Nebenstube; dazwischen ein sehr geräumiger Flur und eine Küche, rechts davon eine Reihe von Kammern. Darüber lagen ein großer Wäschboden und schöne Kammern, über diesen noch ein Oberboden. Dessen hintersten Teil hatte mein Vater, der ein großer Blumenfreund war, mit Glas decken lassen und zum Gewächshaus eingerichtet. Von der Decke der großmütterlichen Wohnstube führte ein papierner Schlot durch den Boden hindurch in die Diele dieses Wintergartens; wurde es der Großmutter zu heiß, so öffnete sie mit einer Stange die Klappe in der Decke, und so wurde den Blumen Wärme zugeführt. Sonderbarerweise zog der Vater ausschließlich Raketen, zum Ärger meiner Mutter, die namentlich die „Rattenschwänze“ nicht ausstehen konnte.

Wenn meine Mutter mit den Hauswirtschaftsarbeiten fertig war und an ihrem Nähtische saß, hatte sie eine hübsche und unterhaltende Aussicht. Man sah die Niedergasse entlang, die nach ein paar hundert Schritten nach links umbiegt; hinter der Biegung erhebt sich der Burgberg, ein halbflugliger Hügel, auf dem der Herzog Volko den Hut geschwenkt und die von ihm gegründete Stadt des Landes Hut genannt haben soll. Die der Stadt zugekehrte Seite fällt so steil ab, daß ein Stück vom Felsen bloßliegt. Unter der Felsenwand hatte sich der Bildhauer Rummeler einen terrassenförmigen Garten angelegt und ein Schweizerhaus gebaut, in eine Felsennische aber einen Löwen gelagert, der zwar sein Thormaldsensches Vorbild nicht ganz erreichte, sich

aber doch so hoch da droben sehr schön ausnahm. Unter dem Löwen stand eine Zeit lang auch noch ein Elefant, das Entzücken der Jugend. Leider war sein Fleisch nur Lehm und entbehrte des Knochengeriüsts; er sank vom Regen in sich zusammen, wie eine Figur aus Tafelleis im warmen Zimmer.

Die Niedergasse war, als der eine der zwei Zugänge zu unsrer Stadt, die den Durchgang für die Straßen von Breslau nach Prag und nach Hirschberg bildete, sehr belebt. In langen Reihen sah man die mit sechs bis acht gewaltigen Säulen bespannten Lastwagen hindurchschwanken; von den Kummern der Pferde wehten rote Tücher und hingen an Schnüren aufgereichte Messingplatten herab, die bei jedem Schritte klingend zusammenschlugen, während die Fuhrleute in blauen Kitteln ihr Hü brüllten und mit den Peitschen knallten. Im Winter, namentlich gegen das Ende hin, war die schrecklichste Pferdeschinderei an der Tagesordnung. Da Landeshut über 1300 Fuß hoch liegt, sind die Winter streng, und die Straßen im Februar gewöhnlich mit einer dicken Eiskruste bedeckt, die sich bei Tauwetter in ein Gebirge schmutziger Schollen verwandelt. An Schneeschaukeln war damals so wenig zu denken, wie an Aufhacken und Wegräumen des Eises, man überließ alles der Natur. Gerade vor unserm Hause blieben die Wagen gewöhnlich stecken. Zwar spannte man dann von dem folgenden Wagen ein oder zwei Paar Pferde ab und dem feststehenden vor, aber auch die zehn oder zwölf Tiere mußten immer erst eine halbe Stunde lang geprügelt werden — unter dem ohrenbetäubenden Lärm der antreibenden Fuhrknechte —, ehe sie ihn herausbrachten. Ich entsinne mich noch, wie meine Mutter das einermal die Hände zusammenschlug und rief: Gott erbarme sich doch, jetzt legen sie den armen Tieren glühenden Schwamm unter die Schwänze, ein damals gewöhnliches Mittel, die Pferde zur äußersten Kraftanstrengung zu zwingen. War das Schauspiel zu Ende, so kehrten die Meister, die flugredend (man hatte damals bei uns einen bedeutend kräftigern Ausdruck, der auch mit „flug“ anfang) drum herumgestanden hatten, in die Werkstatt zurück und ohrfeigten die Lehrlingen, weil sie mittlerweile die Arbeit nicht gefördert hätten. Hatte das Tauwetter gesiegt, so trat gewöhnlich der Bober aus, ebenso sein Nebenfluß, der Ziederbach, der hundert Schritt vor unserm Haus die Niedergasse kreuzt. Da gab es wieder andres zu sehen. Für die Fußgänger wurden Stege errichtet; die Böcke und Bretter dazu lagen im Spritzenschuppen bereit. Heute haben die Obrigkeiten dafür zu sorgen, daß das Wasser nicht naß macht und der trockne Erdboden nicht staubt, daß die Wasser laufen, wo und wie es den „Maßgebenden“ bequem ist, und daß Straßen und Häuser in jeder Jahreszeit trocken bleiben. So weit war man damals noch nicht; man ließ das Wasser laufen, wo und wie es wollte, und redete nicht mehr darüber, wie über jeden gewöhnlichen Witterungswechsel; lief das Wasser etlichen Leuten in die Gärten oder in die Wohnstuben, so hieß es: Warum legt ihr eure

Gärten und Stuben nicht höher? Hätten sie sich an die Regierung wenden wollen, so wären sie ausgelacht worden. Diese beiden unfehlbaren Mittel gegen Wassernot: Unbequemung und Gelassenheit, scheinen meiner Vaterstadt noch nicht ganz abhanden gekommen zu sein. Vor einigen Jahren besuchte ich dort einen weitläufigen Verwandten, der Schlossermeister ist. Er erzählte mir, daß erst kürzlich wieder der Ziederbach seine Werkstatt besucht habe. Das ist aber unangenehm, sagte ich. Wieso? erwiderte er; das ist doch weiter nichts; kommt das Wasser herein, so gehe ich hinaus und rauche in der Oberstube Tabak, bis es wieder fort ist.

Der Sommer brachte dann erfreulichere Bilder. Sehr groß war die Zahl der Durchreisenden, denn abgesehen von dem damals im Niedergang begriffnen Leinwandhandel der Gebirgsgegend lagen ja drei Meilen östlich von unserm Städtchen die Bäder Salzbrunn und Altwasser, vier Meilen westlich Warmbrunn. Das Riesengebirge zog noch nicht so wie heute an, mehr die königlichen und prinzlichen Schlösser und Parks von Erdmannsdorf und Fischbach. Dem neunfüßigen, mit vier bis sechs Pferden bespannten Hauptwagen der Post folgten in der Reisezeit oft vier und mehr „Beichaisen,“ und es war sehr lustig anzusehen und anzuhören, wenn sie unter dem Hörnergeschmetter der Postillone hereingefauft und gerasselt kamen. Außer ihnen natürlich den Tag über noch eine Menge Reisekutschen. Fast jedes Jahr kam auch die Königsfamilie, und bald nach ihr die kaiserlich russische, um einige Wochen in Erdmannsdorf zuzubringen. Auf den Vorspannpferden saßen mit Laubkränzen und roten Bändern geschmückte Bauernburschen, die Söhne der Bauern, die die Gespanne gestellt hatten, und von den Vorder- und Bedientensitzen der ungeheuern schwarzen Kasten, deren sich die russischen Herrschaften bedienten, schauten grimmbärtige, mit Pistolen und Dolchen bewaffnete Stockrussen und Kosaken herab; solche Bedeckung, belehrte der zeitunglesende Bürger die zuschauenden Frauen und Kinder, sei nötig, weil die Reise durch das aufrührerische Polen gehe. kamen die hohen Reisenden abends an, dann pflegten sie die Gastfreundschaft eines der großen Kaufleute in Anspruch zu nehmen, die ihre Häuser am Ring hatten. Diese Sommerreisen der Monarchenfamilien waren weder politische Ereignisse, noch Staatsaktionen. Es gab weder offiziellen Empfang, noch „Frontabschreiten,“ noch Ehrenporten, noch weißgewaschne Jungfrauen, noch Ansprachen, noch Geheimpolizisten oder sonstige Polizei. Eines Sonntags kam Friedrich Wilhelm IV. allein um Mittag herum und hielt an der Post ein Viertelstündchen, bloß des Pferdewechsels wegen. Ein paar Bürger, ein paar Frauen, ein paar Kinder, darunter auch meine Kleinigkeit, hatten sich versammelt, ihn zu begaffen. Da er Miene machte, sich die Gesellschaft näher anzusehen, so bildeten wir ein Spalier, durch das er schritt. Das war die einzige Front, die er „abschritt.“ Bewaffnete Macht gab es nicht. Ob der einzige uniformirte Polizeidiener,

ein dünnes, altes Männchen, immer sehr eilig und ängstlich, die Aufrechterhaltung der Ordnung besorgt oder ob diese sich allein aufrecht erhalten hat, weiß ich nicht. Die hohen Herrschaften gewährten dem Volke manchen Augenschmaus und reichlichen Unterhaltungsstoff, hoben das Selbstgefühl derer, die durch die persönliche Berührung mit ihnen geehrt wurden, setzten die Gegend in Nahrung, und ihr Gefolge gab schöne Trinkgelder, das war die Bedeutung ihrer Besuche für unsre Thäler. Achtundvierzig machte natürlich auch dieser Gemütlichkeit ein Ende. Als der König das erstemal nach dem großen Rummel wiederkam (so hat man mir erzählt, ich war nicht mehr zu Hause), empfing ihn der stellvertretende Landrat, ein Rittergutsbesitzer, zwar bürgerlich, aber ein Demokratenfresser trotz einem Sunker, übrigens ein kreuzbraver, gutmütiger Mann, an der Spitze eines Fähnleins von Bewaffneten — Veteranen oder sonst etwas. Als der königliche Wagen nahe kam, ließen diese guten Leute einen Trommelwirbel los, von dem selbstverständlich die Pferde scheu wurden. So blieb denn die schöne Rede, die den König der Treue dieses Häufleins versichern sollte, ungehalten; denn Friedrich Wilhelm fragte bloß unwirsch zum Wagen heraus, wer hier die Pferde scheu mache, und fuhr weiter.

Lieber als die königlichen Herrschaften waren uns Kindern die viel schönern Kunstretter. Jeden Sommer ließen sie sich ein- oder zweimal sehen und hielten, solange sie verweilten, täglich vor der Aufführung einen Umzug zu Pferde. Welches Entzücken erfüllte uns, wenn wir die Märchenprinzen und Prinzessinnen unsrer Bilderbücher so leibhaftig vor uns sahen! Weniger glänzend, dafür aber umso unterhaltender waren die häufigen Durchzüge von Tanzbären, Kamelen und Affen, die sich auf der Straße, in Absätzen von je 30 Schritt etwa, produzierten. Sehr schön war auch der Aus- und Einmarsch der Schützen zu Pfingsten. Hinter der Musik zuerst die eigentlichen Schützen, die Grünen; dann die Blauen, das waren die Honoratioren in weißen Hosen und blauem Frack, mit Dreimaster und Federbusch und gezogenem Degen; dann die Schwarzen (Magistrat und Stadtverordnete) bis auf die Farbe des Fracks gleich den vorigen, dann der König; dann die Kavallerie, sehr interessant durch die Kämpfe zwischen Mann und Roß, wie sie aus entgegengesetzter Willensrichtung beider zu entspringen pflegen; den Schluß bildete ein Ritter in Pappdeckelrüstung zu Pferde.

Des Sonntags konnte die Mutter, wenn sie nicht selbst ein wenig ausging, von ihrem Fenster aus die Spaziergänger teils zum Niederthor hinaus, teils über die Straße vorbeiziehen sehen. Bescheidnere begnügten sich nämlich mit einem Gange „im de Stoadt,“ womit sie dann allenfalls noch einen Gang durch die Fürstenallee verbanden, eine Allee, die um das nahegelegene Schloß Kreppelhof (den Besitz einer Seitenlinie der Grafen Stolberg-Wernigerode) herumführt; wer mit im Zuge war, hörte die sich begegnenden „speißamm“

grüßen; Würdevollere sagten „speißahamm“ und Pedanten „wohlgespeißahamm.“ Auf dem Gange um die Stadt hatte man zur einen Hand den Mühlgraben, ehemals Wallgraben, und dahinter Gärten, an Stelle der ehemaligen Wälle; und auch zur andern Hand sah man einige große Gärten mit schönen Häusern, die Weinwandklausleuten gehörten. Auf der Westseite gab es keine Vorstadthäuser, und der Blick schweifte von der Allee aus frei über flache Wiesen bis zum nächsten Dorf an der Berglehne, hinter der sich der schwarzbewaldete Schmiedeberger Kamm erhebt, über den die Riesenkoppe mit einem perspektivisch verkürzten Stück Kamm emporragt. Herren und Damen, die auch an Wochentagen spazieren gehen können, gab es damals wenig bei uns. Bürgerfrauen wie meine Mutter waren keine Damen. Sie durften nur an Sonn- und Festtagen in Halbdamentracht erscheinen, d. h. ein seidnes oder feinvollnes Kleid nach der Mode ohne Schürze tragen und ein „Saluppen-tuch“ darüber, aber keinen Hut, sondern nur eine Haube. In der Woche trug die Bürgerfrau beim Ausgehen ein schlichtes Kattunkleid mit vorgebundner großer Schürze (eine kleine „Ländelschürze“ trugen auch Damen auf dem Hauskleide) und ein dreizipflig gelegtes Kattuntüchlein, das Rücken und Brust bedeckte. Auf Spaziergängen durfte sie sich an Wochentagen nur mit dem Kinderwagen sehen lassen; höchstens nach Feierabend war ein Gang um die Stadt erlaubt, auf dem der Mann die Frau begleitete, wenn er es nicht vorzog, in den Regel zu gehen. Der Regel war der Bierauschank der brauberechtigten Bürger in deren Wohnstube. Er ging also umzuehig bei ihnen herum und beharrte so lange bei einem, als dessen Gebräu reichte. So lange steckte dieser über seiner Hausthür den Regel heraus, eine armähnliche hölzerne Latte. Hatte er Doppelbier gebraut, so schmückte ein aufgesteckter Tannenwipfel die Spitze der Latte, und war es Drittelbier, so hing außerdem noch ein Gelock von Hobelspänen herab. Da unsre Abendmahlzeit im Sommer gewöhnlich aus Butterbrot und Bier bestand, so hatte ich das Bier meistens zu holen. Die Regelbürger waren selbstverständlich die altmodischsten des Städtleins und ihre Häuser entsprechend altmodisch, im Innern so winklig und uneben wie möglich angelegt, und da ich schon als Knabe kurzsichtig war, so fiel ich beim ersten Besuch eines Regels gewöhnlich zur Stubenthür hinein oder heraus, wobei ich aber den Krug stets hochhielt, sodaß mir keiner zerbrochen ist. Mein Vater ging sehr selten zu Biere, sondern setzte sich an schönen Sommerabenden manchmal ein Stündchen auf die Bank vor der Hausthür. Eine solche Bank hatte jedes Haus, und jeden Abend saßen da viele Nachbarn plaudernd beisammen. Unser Jude saß auch schon bei Tage manches Stündchen vor der Thür, da ihm erwachsene Söhne das Geschäft besorgten. Er war ein dicker, lustiger Herr und hatte mit jedem Ein- und Ausgehenden seinen Spaß. Mich pflegte in meiner Babyzeit die jüngste Schwester meiner Mutter auszutragen; da nahm er ihr einmal den Kleinen ab, setzte ihn auf seinen

wir denn manchmal vermutet, sie möchte sich auch diesen Familienroman nur zusammenphantasirt haben. Doch wurde, als ich Kind war, von alten Leuten versichert, der Urgroßvater habe jeden Markttag die eingenommene Lösung in Dukaten umgewechselt und diese aufgehoben; daß er viel Gold gehabt habe, sei unzweifelhaft, und der Maurer habe dieselbe Geschichte erzählt, nur eben sein Wort gehalten und den Ort nicht verraten. Als es dann meinem Vater schlecht zu gehen anfang, ließ er nach dem Schätze suchen, was wegen der Festigkeit des Mauerwerks eine sehr schwierige Arbeit war. Auch eine Frau mit Wünschelrute wurde zu Hilfe genommen. Selbst das graue Männchen fehlte nicht. Auch mir ist es einmal im Traume erschienen, und auf dem Treppenabfah, wo es mir zeigend entschwunden war, wurde dann wacker gegraben. Die Lustschlösser, die auf diese Schatzgräberei und auf andre Unternehmungen meines Vaters gebaut wurden, zusammen mit vielem Romanlesen, haben mir frühzeitig eine Richtung aufs Phantastische gegeben; auch ich habe fleißig Lustschlösser gebaut, zum Glück hat das weder die Klarheit meines Kopfes getrübt noch mein Handeln beeinflußt.

Da der Großmutter Mann, Schwager und Schwiegervater wegstarben, ohne Geld zu hinterlassen, mußte sie sich in den ohnehin bösen Kriegsjahren 1806 bis 1814 mühsam durchschlagen. Sie lebte viel bei benachbarten Gutsbesitzern, wo sie als Faktotum und angenehme Gesellschafterin gern gesehen war, und ihre Kinder blieben einstweilen fremden Leuten überlassen. Mein Vater hatte bei einem Buchbindermeister eine sehr harte Lehrzeit. Einmal, erzählte er, sei ihm etwas Wunderbares begegnet. Er hatte einem Kunden die Rechnung gebracht und hundert Thaler ausgezahlt erhalten, die er in ein Tuch band. In einem engen Gäßchen fuhr ihm die Schleife auf, und das ganze Geld kollerte heraus. Während er mit dem Zusammenklauben beschäftigt war, kam der Meister durch das Gäßchen, ohne ihn anzusehen und ohne ein Wort zu sagen. Gott muß ihm die Augen zugehalten haben, meinte mein Vater; hätte mich der jähzornige Mann wahrgenommen, er hätte mich gewiß totgeschlagen. Obgleich das Geld in größter Verwirrung und Todesangst zusammengelesen wurde, fehlte doch kein Stück daran. Freigesprochen, ging der Vater in die Fremde und arbeitete mehrere Jahre in Graz. Der dortige Meister, ein wohlhabender Mann, in dessen Weinberge die Hausgenossen fröhliche Stunden verlebten, gewann ihn lieb und wollte ihm seine einzige Tochter zur Frau geben. Da rief ihn die Mutter zurück, damit er sich in dem Hause niederließe, das sie für sich allein nicht länger behaupten konnte. So kam er denn und eröffnete mit sehr geringen Mitteln seine Buchbinderei.

Der Vater war ein untergesetzter, sehr kräftiger Mann, sanguinisch-phlegmatischen Temperaments, soweit ihn Arbeit, Sorge und Studium frei ließen, heiter und ungemein gutherzig. Er konnte keinen Bittenden abweisen, hatte uns Kinder sehr lieb, scherzte und koste am Feierabend mit uns und ersand

erschunden, die er nicht mehr zu Hause haben wollte, und die er nicht mehr zu Hause haben wollte, und die er nicht mehr zu Hause haben wollte.

allerlei drollige Namen für uns. Die Mutter war eine schlanke Frau, cholerrischen Temperaments, mit sehr schönen braunen Augen und eben solchen vollen Haaren, die ihre Farbe bis zum Tode gehalten haben. In ihr ehemals schönes Gesicht hatte der Kummer frühzeitig tiefe Furchen gegraben. Sie war sehr streng, von peinlicher Reinlichkeits- und Ordnungsliebe und unermüdblich thätig, von einer für ihren zarten Körperbau erstaunlichen Arbeitskraft. Ihre Strenge machte den Vater und mich zu heimlichen Verbündeten. Einmal hatte sie mir einen grauen schlafrockähnlichen Winterüberzieher gemacht (sie fertigte nicht allein alle Wäsche, sondern auch alle Kleider für sich und die Kinder selbst an) von der Form, die nach 1870 Mode geworden ist. An einem Regentage mußte ich ihn das erstemal in die Nachmittagschule anziehen. Ich ging aber unten in die Werkstatt und sagte: Vater, in dem Nachtwächterrocke kann ich nicht in die Schule gehen, da lachen mich alle Jungen aus. 's ist richtig, sagte der Vater — er fand alles richtig, was ich wünschte —, gib ihn her; ich werde ihn kurz ehe du wiederkommst, zum Fenster hinaushängen, damit die Mutter nichts merkt. So geschah es, aber da ich natürlich auch unter dem Überrocke pudelnaß war, so fielen wir mit unsrer Kriegslift durch und wurden ausgelacht, wie wir es verdienten.

Die Mutter duldete niemals, daß sich eins des Morgens wach im Bette herumwälzte, jagte alle sehr früh heraus, ließ uns niemals ungewaschen herumlaufen, und um sechs Uhr im Sommer mußte alles, Menschen und Wohnung, blitzblank sein. Sie duldete auch kein Herumjagen im Zimmer, kein Bestoßen der Möbel (die Platten der Kommode und der Tische waren mit hellgrauen Tapeten überzogen, die Wände hingen voll hübscher Kupfer- und Stahlstiche), kein Herumlegen von Spielsachen. Besuch von meinen Kameraden, denen der Zwang zur Artigkeit nicht gefiel, konnte ich daher nur bei der Großmutter empfangen, die sich in ihrer Lektüre nicht stören ließ, mochte es auch noch so lebhaft zugehen. Wenn sie uns einmal still haben wollte, gab sie uns Fleckchen zu zupfen. Sie hatte eine Menge alter Seidenkleider in allen Farben — wahrscheinlich Geschenke ihrer ländlichen Gönnerinnen —, die sie zerschnitt; es waren sehr schöne schwere Stoffe darunter. Die ausgezupften Fäden ließ sie mit grauer Wolle verspinnen und strickte davon für ihre Kinder und Enkel Strümpfe, die nicht allein weich und warm waren, sondern auch sehr hübsch bunt ausfahen; jedes bekam sein Paar zu Weihnachten, mit neuen bunten Strumpfbändern umwickelt. Ein kleines Taschengeld verdiente sie sich mit Färben von seidnen Haubenbändern und mit Anfertigung von Kränzen aus Moos und Immortellen; zum Einsammeln von Moos und Katzenpfötchen nahm sie uns manchmal mit in den Wald und auf die Berge.

Mit meinen Verwandten mütterlicherseits standen ihre Töchter und sie selbst nicht im besten Einvernehmen. Von der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit dieser Frauen stach die unermüdbliche Thätigkeit der Mutter und ihrer Schwestern

ziemlich scharf ab. Außerdem war die väterliche Familie protestantisch, und die Großmutter hatte eine entsetzliche Furcht vor den Jesuiten, die sie aus verschiedenen Romanen kennen gelernt hatte, die mütterliche Familie aber war eifrig katholisch, und endlich war diese der Großmutter zu gering; sie besaß bloß ein kleines Vorstadthäuschen, der Vater meiner Mutter war ein Schleifer gewesen, und der noch lebende Stiefvater war es ebenfalls, die Mutter war vor ihrer Verheiratung Näherin gewesen, und ihre Schwestern waren es noch, und die Ziederleute — diese Vorstadtgasse liegt am Ziederbach — sprachen Dialekt, während im Vaterhause hochdeutsch gesprochen wurde. Ich besuchte zwar auch gern die Ziegergroßmutter, hatte aber doch immer die Empfindung, daß ich mich nicht öffentlich mit ihr sehen lassen dürfe. Dazu wurde ich auch nur ein einziges mal genötigt. Die gute Frau unternahm es einmal, mich in die Milchsuppe zu führen, vielleicht der einzige Fall in der zweiten Hälfte ihres Lebens, wo sie einen Groschen zu ihrem Vergnügen ausgegeben hat. Sie lud ihre Schwester dazu ein, eine arme Witwe, die in der Verwandtschaft die Muhme hieß, während die jüngern Muhmen Tanten genannt wurden. Die Großmutter trug auf diesem Spaziergange ihren Empireoberrock aus blau-grünem Wandeltafft (Halbseide nur; die Mutter hat ihn geerbt und mir später einen Schlafrock daraus gemacht, die glänzende Seite wurde natürlich nach innen gewendet) und eine Mütze nach derselben Mode. Heute würde ich etwas darum geben, ein paar solche altmodische Frauen sehen und mit ihnen verkehren zu können. Damals ging der dumme Junge immer zwanzig Schritt voraus und sah sich ängstlich um, ob er nicht etwa von einem Mitschüler bemerkt würde, denn er ging schon in die Tertia der höhern Bürgerschule, die erste der vornehmen Klassen, während die Quarta noch zur Klipperschule gehörte; ich war damals elf Jahre alt. Diese Großmutter war eine stille, sanfte Frau mit roten Backen, die stets zufrieden und wohlwollend lächelte, von kindlicher Einfalt; sie konnte niemals darüber hinweg, daß Abraham unserm Herrgott Kalbsbraten und Milch vorgesetzt habe, woran er sich doch habe den Magen verderben müssen; es that ihr so leid um unsern Herrgott. Der Stiefgroßvater, der übrigens starb, als ich noch klein war, verdiente nur, was er selbst brauchte, und die Tanten erhielten sich und die Mutter mit Nähen und Sticken; die eine hatte Lehrlinge vom Lande, und da gab es bei der Arbeit viel Unterhaltung und Scherz. An Besuch fehlte es auch nicht. Am häufigsten war die Nachbarin da, eine Zimmermeisterwitwe von interessantem, etwas hegenmäßigem Ansehen, mit ihrem Spinnrade. Einen Nachmittagsbesuch machen hieß damals allgemein noch: zum Rocken gehen, und des Abends hieß es: zum Lichten gehen. Das Schnurren ihres Spinnrads begleitete Frau Quander mit einem ununterbrochenen Redefluß. Donnerstags stand das Spinnrad still, nicht etwa auf Geheiß der Sozialdemokraten, die es damals noch nicht gab, sondern weil der „Bote aus dem Riesengebirge“ kam, ein Blatt, das damals

wohl in ganz Niederschlesien gelesen wurde. Die Frau Nachbarin setzte dann ihre Nasenquetzche auf und las vor, sehr langsam, getragen und vernehmlich; die Hauptsache war die Romanfortsetzung, selbstverständlich stets eine herzbrechende Liebesgeschichte. Übrigens wußte die Frau auch viel Geschichten zu erzählen, namentlich gruselige. Einmal erzählte sie von einer Teufelerscheinung. Ich hatte bis dahin von Furcht vor dunkeln Mächten noch nichts gewußt; an jenem Tage aber, als ich in der Dunkelheit nach Hause ging, bin ich vor Angst gerannt wie besessen; ich wagte mich nicht umzusehen nach dem Teufel, den ich hinter mir spürte. Doch habe ich diesen Unsinn schnell überwunden und mich nicht im mindesten gefürchtet, als ich einige Zeit später in einer Kammer allein schlafen mußte.

(Schluß folgt)



Aus dem Pariser Salon



In welcher köstlichen Zeit leben wir doch! Sie wissen, ich liebe die Kunst. Nun, denken Sie: in dem Zeitraum von einer Woche habe ich die beiden diesjährigen Salons und noch einige andre kleinere Ausstellungen besucht und habe mir so gegen fünftausend Werke der bildenden Kunst ansehen können, Werke ganz moderner Kunst, von denen die große Mehrzahl in der Zeit von einem Salon zum andern erst entstanden ist. Welcher Segen! Welche Ernte! Ja, die Kunst blüht hier aus allen Ecken und Winkeln heraus. Nichts bleibt ihr fern. Nichts widersteht ihr. Alles umschlingt sie, durchdringt sie, Alles leistet sie sich. Alles und jedes ergreift sie. Alles macht sie, wie wir so schön sagen, zu ihrem „Vorwurf,“ und jeden macht sie zu ihrem „Sujet.“ Vorgestern hatte sie es auf Sardanapal und Cäsar abgesehen. Gestern hatte sie es auf Christus oder Faust gemünzt. Morgen wird Kadachol oder General X ihr Opfer sein. Jetzt aber gerade ist es Parsifal und die Walküre. Ja, „führende Geister“ sind in diesem Jahre dem Beispiele der hiesigen Großen Oper fast auf dem Fuße gefolgt und haben nun auch ihrerseits die bildende Kunst flugs eingestellt in das Zeichen Richard Wagners. Wie sich nun die Gestalten der Wagnerschen Kunst in den Köpfen dieser Maler widerspiegeln, das will ich an ein paar Beispielen zeigen.

Da hat zunächst Herr Gaston Bussiére ein La Valkyrie betiteltes Bild ausgestellt, das von der Wand des nach dem Triumphbogen zu gelegnen Salon carré, der als zweiter Ehrensaal der ganzen Ausstellung der Champs